

Zu diesem Heft

In der Zeitgeschichtsforschung hat das Europathema lange Zeit nur eine untergeordnete Rolle gespielt und erlebt erst seit kurzem eine neuartige Konjunktur. Zwar haben für frühere Jahrhunderte schon zahlreiche Tagungen, Sammelbände und Buchreihen versucht, europäische Dimensionen aufzuzeigen. Aber aufgrund der Dominanz des Nationalstaats wird die Geschichte des 20. Jahrhunderts meist noch aus nationaler Perspektive erzählt, auch weil die Erinnerungskultur sich primär auf das Leiden des jeweils eigenen Volkes bezieht. Daher betont der kürzlich von Alexander Nützenadel und Wolfgang Schieder herausgegebene Überblick über „nationale Traditionen und Perspektiven der Forschung in Europa“ die Differenzen in zeitlicher Periodisierung und inhaltlicher Schwerpunktbildung zwischen den westeuropäischen Ländern sowie den postfaschistischen und postkommunistischen Staaten.¹ Dennoch ist ein Ansatz, der die Exzeptionalität nationalstaatlicher Sonderwege hervorhebt, inadäquat für die Analyse nationsübergreifender Kriege, wirtschaftlicher Depressionen, sozialer Umwälzungen und kultureller Veränderungen.

Als Reaktion auf dieses Defizit trafen sich im Mai 2004 Zeithistoriker aus Ost- und Westeuropa, um Wege zur „Europäisierung der Zeitgeschichten“ zu diskutieren („Thinking Europe. Towards a Europeanization of Contemporary Histories“).² Dabei konnten sie auf Vorarbeiten der Integrationsforschung der Politikwissenschaftler, der Schulbuchdiskussionen unter Pädagogen und der Historiker am Europäischen Hochschulinstitut in Florenz zurückgreifen. Da diese Initiativen aber nur begrenzt auf die zeithistorische Forschung ausgestrahlt haben, suchten die Teilnehmer der Konferenz nach transnationalen Ansätzen und nach interpretativer Vernetzung, um die vorherrschenden nationalen Perspektivverengungen zu überwinden. Im Ergebnis zeigte sich, dass eine gesamteuropäische „Meistererzählung“ der Zeitgeschichte vorerst nicht zu erwarten und wohl auch nicht wünschenswert ist, dass der Austausch über gemeinsame Forschungsinteressen auf der kommunikativen Ebene aber bereits recht gut funktioniert. Zwei Leitvorträge der Tagung sind als überarbeitete Aufsätze in diesem Heft abgedruckt.

Dass sich die Zeithistoriker mit einer Europäisierung ihrer Forschungen nach wie vor schwertun, liegt zunächst in einer Reihe von ungelösten inhaltlichen Problemen begründet.³ So differieren schon die Definitionen von „Zeitgeschichte“ erheblich: Die französische Forschung lässt die „histoire contem-

¹ Alexander Nützenadel/Wolfgang Schieder (Hg.), *Zeitgeschichte als Problem. Nationale Traditionen und Perspektiven der Forschung in Europa*, Göttingen 2004.

² Vgl. den Tagungsbericht von Annelie Ramsbrock, Patchwork Europa?, online unter URL: <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=498>>.

³ Jost Dülffer, Europäische Zeitgeschichte – Narrative und historiographische Perspektiven, in: *Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History* 1 (2004), S. 51-71.

poraine“ bereits mit 1789 beginnen und spricht für die Zeit nach 1945 eigens von einer „histoire du temps présent“. In Deutschland hat „Zeitgeschichte“ lange mit dem Epochenjahr 1917 begonnen, doch verlagert sich die Definition inzwischen stärker auf die Jahrzehnte nach 1945, hat aber die Zäsur von 1989/90 noch kaum überschritten. In den Niederlanden lag der Schwerpunkt bis vor kurzem fast ausschließlich auf der nationalsozialistischen Besatzung im Zweiten Weltkrieg, während „Zeitgeschichte“ für die ostmitteleuropäischen Länder erst 1945 mit der Befreiung von der einen Diktatur und ihrer Ersetzung durch eine andere einsetzt.

Ebenso strittig ist die Frage des narrativen Subjekts, da eine Staatengeschichte der europäischen Integration bestenfalls mit dem Schuman-Plan und den Römischen Verträgen beginnen kann. Die Konzipierung einer politischen Geschichte einer erst im Entstehen begriffenen Staatlichkeit ist eine schwierige Herausforderung, weil das Ende dieser Entwicklung noch nicht bekannt ist. Bei der vorherrschenden Konzentration auf Westeuropa bleiben zudem die Ostgrenzen Europas unbestimmt, was sich in dem paradoxen Gerede einer „Rückkehr nach Europa“ von Ländern äußert, die sich schon immer für dazugehörig gehalten haben. Eine weitere Auseinandersetzung dreht sich um die Frage, ob den Verbrechen des Nationalsozialismus oder denen des Kommunismus retrospektiv Priorität einzuräumen sei. Dies ist eher ein identitätspolitisches als ein historiographisches Problem, wirkt aber auch auf die Geschichtsschreibung ein, wie etwa die Debatten um das „Schwarzbuch des Kommunismus“ gezeigt haben.

Ein anderes gravierendes Hindernis ist die Kontroverse über den Wertbezug einer europäischen Zeitgeschichte, die zwischen Europaenthusiasten und Europaskeptikern geführt wird. Ein nicht unerheblicher Teil der Forscher sieht die Entwicklung der europäischen Integration als zivilisatorischen Fortschritt über den destruktiven Nationalismus hinaus – einen Fortschritt, den sie mit ihren wissenschaftlichen Arbeiten aktiv fördern wollen. Daher bieten ihre Schriften meist eine widersprüchliche Mischung von rationaler Analyse und emotionalem Engagement. Dagegen warnen andere Kollegen vor der „Treitschke-Falle“, d.h. vor einem unreflektierten „Europäismus“, der das preußisch-deutsche Verständnis von Geschichtsschreibung in nationalpolitischer Absicht auf einer geographisch höheren Stufe wiederholen würde. Auch wenn das Ziel einer Überwindung des Nationalstaats lobenswert erscheinen mag, bleibt eine eindeutig Partei nehmende Historiographie jedoch politisch instrumentalisierbar.

Wie aber wäre, noch mitten im Prozess, eine kritische Zeitgeschichte der Europawerdung zu schreiben? Erstens müsste sie die wechselnden Konnotationen des Begriffs „Europa“ hinterfragen, die damit verbundenen Vorstellungen also selbst zum Thema historischer Forschung machen, statt eine normative Version vorauszusetzen. Zweitens sollte sie weniger Hoffnungen auf friedliches

Zusammenleben artikulieren als bei den zahlreichen internen und internationalen Konflikten ansetzen, welche die Entwicklung Europas im 20. Jahrhundert geprägt haben. Drittens darf sie keine gradlinige Erfolgsgeschichte der Entwicklung der Europäischen Union bieten, sondern müsste die zahlreichen Fehlstarts, Rückschläge und Probleme eines offenen Prozesses angemessen widerspiegeln. Viertens sollte sie ernsthafte Anstrengungen machen, einen autistischen „Eurozentrismus“ zu vermeiden, um die vielfältigen Interaktionen Europas vor allem mit den früheren Kolonien zu thematisieren. Die folgenden Texte versuchen einige solche Ansätze aufzuzeigen, indem sie – in Abgrenzung von einer teleologischen Integrationsgeschichte – problemorientierte und selbstreflexive Einstiege wählen.

Der Aufsatz des Weltkriegsforschers *John Horne* beschäftigt sich mit den Kriegen und Gewalteskalationen des 20. Jahrhundert, sieht also Europa nicht als Raum der Harmonie, sondern als Kontinent von Konflikten. Zwar wird dieses Thema seit geraumer Zeit detailliert erforscht, aber es ist noch zu wenig aus europa- und globalgeschichtlicher Perspektive diskutiert worden. Eine polarisierende Gegenüberstellung von Krieg und Zivilisation erscheint Horne zu vereinfacht, da die Ursachen des millionenfachen, industriellen Tötens in den intellektuellen Strömungen westlicher Kultur selbst liegen. Die Entfesselung von ungeahnter Gewalt im neuen „Dreißigjährigen Krieg“ zwischen 1914 und 1945 sieht Horne von den Tendenzen einer Enthumanisierung des Feindes, von totalitären Ideologien und Programmen ethnischer Säuberung getragen. Obwohl Nationalstaaten die Hauptakteure stellten, sind diese Entwicklungen nicht allein auf nationaler Ebene zu erklären, sondern nur als Produkt transnationaler Dynamiken zu verstehen. Daraus ergibt sich die Frage nach den allgemeineren europäischen Wurzeln von Vernichtungskriegen und Genoziden.

Der Beitrag des französischen Historikers *Henry Rousso* diskutiert das Problem der an diese Auseinandersetzungen anknüpfenden konfigrierenden Erinnerungskulturen in Europa. Er konstatiert ein seit rund 20 Jahren wachsendes Interesse am kulturellen Gedächtnis, das sich aus der Hinwendung zu den kleinen Leuten, nationalen Traditionen und historischen Traumatisierungen speist – also aus ganz unterschiedlichen Tendenzen der Forschung und der außerwissenschaftlichen Erinnerungspraxis. Ironischerweise ist nationsübergreifend ein ähnlicher Zyklus von anfänglicher Ahndung, späterem Vergessen und schließlich Mühen der Erinnerung zu beobachten. Heute dominiert eine neue „Betroffenheit“ durch den Holocaust, die eher oberflächliche und eher ernsthafte Varianten annehmen kann. Sie zeigt sich in Prozessen der Reparation, der gerichtlichen Aufarbeitung, der Viktimisierung und der Entnationalisierung – Prozessen, die inzwischen auch beim Gedenken an andere Verbrechen auftauchen (etwa an die Verbrechen des Kolonialismus). Wie könnte sich eine genuin europäische Erinnerungskultur, fragt Rousso, zwischen einer

rückwärts gewandten Fixierung auf historische Traumata und einer ahistorischen Verneinung der Vergangenheit entwickeln?

Wichtig ist auch der Rückblick auf den westeuropäischen Integrationsprozess aus östlicher Richtung, den der Osteuropahistoriker *Gregor Thum* in seinem Aufsatz anmahnt. Da Ostmitteleuropa an den Folgen der europäischen Bürgerkriege im 20. Jahrhundert am meisten leiden musste, bietet diese Perspektive ein Korrektiv zu der westlichen Tendenz einer sich selbst beweihräuchernden Erfolgsgeschichte. Dabei ist es notwendig, die Errichtung des Eisernen Vorhangs als jüngste Spaltung in einer Serie der Teilungen Europas zu verstehen, die durch das Feindbild des Ostblocks die Integration des Westens erleichterte, Ostmitteleuropa aber der sowjetischen Hegemonie auslieferte. Der Beitrag betont auch die langsame Wiederverknüpfung der zerrissenen Verbindungen durch die Entspannungspolitik und den Helsinki-Prozess, der einen begrenzten intellektuellen Austausch ermöglichte. Die Mitteleuropadiskussion und die Vorstellung des „gemeinsamen europäischen Hauses“ waren bereits in den 1980er-Jahren Versuche, die Gräben des Kalten Krieges zu überwinden und die Einheit des Kontinents wiederherzustellen.

Auch das Interview mit dem Osteuropahistoriker *Karl Schlögel* wirft Fragen über die vielfältigen transnationalen Verbindungen auf, die Europa kulturell, politisch und sozial konstituiert haben. Es geht Schlögel vor allem darum, den „Sinn fürs Räumliche ins Spiel [zu] bringen“, um die durch die nationalsozialistische Geopolitik beschädigte Dimension des Raumes für die Geschichtsschreibung wieder nutzbar zu machen. In seinen viel beachteten Stadtportraits von Moskau oder dem russischen Berlin sind ihm bildhafte Schilderungen der Vergangenheit eines untergegangenen Ostmitteleuropas gelungen, in dem verschiedene Völker zusammenlebten. Zur Überwindung der konventionellen Ansicht einer Spaltung in Ost- und Westeuropa plädiert Schlögel für eine Erforschung nationsübergreifender kultureller Strömungen, politischer Organisationen oder kollektiver Migrationsprozesse. Für ihn ist Europa nicht eine feste geographische Kategorie, sondern ein sich wandelnder Raum von unterschiedlichen, aber engen Vernetzungen. Ein Schwerpunkt des Gesprächs liegt auf der Frage, wie eine erneuerte, räumlich interessierte Historik aussehen könnte und was dies für das Berufsbild des Historikers bedeutet.

Die folgenden Texte beziehen sich in verschiedener Weise ebenso auf den zeithistorischen Umgang mit dem Komplex Europa. Dass europäische Zeitgeschichte durchaus mit der in jüngster Zeit ebenfalls viel diskutierten Weltgeschichte verknüpft werden kann, ja dass sie von einer solchen Neuakzentuierung spürbar profitieren kann, zeigen die Beiträge einer Debatte über „Europäische Geschichte – Außereuropäische Geschichte – Weltgeschichte“. *Andreas Eckert*, *Biray Kolluoglu-Kirli*, *Dominic Sachsenmaier* und *Hartmut Kaelble* diskutieren, wie man die verschiedenen Dimensionen in ein neues Verhältnis setzen könnte. In der Quellenrubrik stellen *Alexander Eisenschmidt* und

Jonathan Mekinda unkonventionelle Überlegungen zur Architektur an, indem sie Beispiele europäischer Nachkriegsarchitektur als Indikatoren für politische und gesellschaftliche Kontexte benutzen.

Bei den Rezensionen stellt *Susanne Brandt* ein interessantes Internetprojekt von sechs Museen und Einrichtungen zum Ersten und Zweiten Weltkrieg vor, das zu Erkundungen von europäischen Erinnerungsorten einlädt. *David Rey* informiert anhand des sehr populären spanischen Films „La Gran Aventura de Mortadelo y Filemón“ über den aktuellen spanischen Umgang mit dem Erbe der Franco-Diktatur und erläutert zugleich die besonderen Genreeigenschaften dieses Films, der an Comic-Vorlagen anknüpft. In einer kritischen Besprechung der Berliner Ausstellung zum Ersten Weltkrieg und seinen Nachwirkungen moniert *Steffen Bruendel* die mangelnde inhaltliche Kommentierung und fordert eine noch stärkere Europäisierung der Perspektive. In der Reihe „Neu gelesen“ präsentiert *Christoph Cornelißen* Gerhard Ritters einflussreiche Streitschrift „Europa und die deutsche Frage“, die 1948 versuchte, die deutsche Geschichte gegen die Devianzthesen westlicher Kritiker aus dem Zweiten Weltkrieg zu verteidigen. Schließlich dekonstruiert *Heinz Duchhardts* Rezension eines seinerzeit vielbeachteten Europa-Sammelbandes von 1955 den geistigen Horizont der Abendlandvorstellungen, aus dem das von ihm jetzt geleitete Mainzer Institut für Europäische Geschichte damals hervorgegangen ist.

Die Texte dieses Heftes wollen eine neue Diskussion über Europa unter den Zeithistorikern anstoßen – nicht durch moralische Appelle, sondern durch Beispiele von Problemen, die auf transnationale Zusammenhänge hinweisen. Dabei fungiert „Europa“ zunächst nur als analytische Kategorie, als Behälter, in dem sich bestimmte Entwicklungen oberhalb der nationalen und unterhalb der globalen Ebene abgespielt haben. Gerade wegen der vielen Kriege und Gewalttätigkeiten ist der alte Kontinent zugleich auch als eine Vision des friedlichen Zusammenlebens von Menschen unterschiedlicher Herkunft, Sprache, Religion, Klasse usw. zu sehen. Durch den Integrationsprozess kann die Europäische Union schließlich als ein eigenes Subjekt verstanden werden, das staatsähnlichen Charakter annimmt und daher als handelnde Einheit untersucht werden kann (wobei diese Einheit nicht affirmativ betrachtet werden muss, sondern durchaus kritisch zu beleuchten ist).

Die historiographische Herausforderung des „Patchwork Europa“ liegt daher in der Darstellung einheitlicher Elemente innerhalb solcher Vielfältigkeiten. Bewusst enthält der Hefttitel „Europäisierung der Zeitgeschichte?“ ein Fragezeichen; die vorliegende Ausgabe unserer Zeitschrift will nicht das Ende, sondern eher eine Zwischenstation geschichtswissenschaftlicher Europa-Debatten markieren. Die politische Erweiterung der Europäischen Union sollte gerade auch Zeithistorikerinnen und Zeithistoriker neugierig machen, ein noch kaum oder nur scheinbar bekanntes Terrain zu erkunden.

K.H.J.